

## Das Literaturphantom

Er sei ein Genie gewesen, so oder so, behauptete Max Daschlgruber und strich mit den Fingerspritzen über den grauen, von Zigarrenrauch angegilbten Schnurrbart. Sein Gesicht nahm den trotzigen Ausdruck eines Schuljungen an, der zwar ertappt wurde aber dennoch nicht den Stolz über die Missetat dem Schuldgefühl opfern will.

Daschlgrubers Frau seufzte. »Der Bub«, sagte sie leise, »morgen wäre der Bub fünfunddreißig geworden.«

Max Daschlgruber durchmaß das hundertzwanzig Quadratmeter große Wohnzimmer mit langen Schritten. Vor einem Bücherregal mit imposanten Ausmaßen blieb er stehen, schnaubte verächtlich und nahm einen guten Schluck aus dem Rotweinglas.

»Die Flausen« – das Glas kreiste in einer ausholenden Bewegung über die Bücherwand – »hatte er von dir.« Max Daschlgruber drehte sich zu seiner Frau um. »Schau doch dich an. Du wärest besser Tennis spielen gegangen als den lieben langen Tag mit den Schmökern herumzusitzen.«

Wie immer wurde Annerl unter dem Vorwurf ihres Mannes ein bisschen kleiner.

Sepp Daschlgruber, Sohn eines Bauunternehmers aus Rosenheim, verbrachte große Teile seiner Kindheit zwischen unverputzten Wänden, erst spielend und später helfend und lernend. Das Interesse für die Literatur weckte seine Mutter in ihm. Sepp muss seine Mutter sehr geliebt haben, wahrscheinlich war er sogar in hohem Maße von ihr abhängig, denn er entwickelte einen ausgeprägten literarischen Nachahmungstrieb. Während seine Schulkameraden mit Enid Blyton Geheimnisse lösten und Abenteuer bestanden und später an der Seite von Old Shatterhand durch die Prärie ritten und die Schurken mit Fausthieben an die Schläfe niederstreckten, auf ein Kamel wechselten und mit Hadschi Halef Omar in der Wüste die rettende Oase fanden, legte er Effi Briest sein kindliches Herz zu Füßen. Mit sechzehn begann er selbst Geschichten zu schreiben, immer tragisch endend, als sei verzehrendes Verlangen, dem Erfüllung auf immer versagt bleibt, sein Lebensthema. Sepp gewöhnte sich an, stets ein kleines Notizbücherl mit sich zu führen, in dem er seine Einfälle notierte und welches er in der Hosentasche verschwinden ließ, sobald sein Vater auf der Baustelle auftauchte, ihm wohlwollend die Kelle aus der Hand nahm und den Stein gekonnt mit der Kellenecke – klack! – in die Waagerechte brachte. Ein großer Baumeister sollte er nach den Vorstellungen seines Vaters werden und prächtige Bauwerke vollenden, Opernhäuser, Kongresszentren und Versicherungspaläste.

Sepp sah in Mauersteinen und Mörtel lediglich eine Brotarbeit. Insoweit fühlte er sich mit dem Erwachsenwerden neueren Idealen verbunden – Arno Schmidt, James Joyce, Kafka und Edgar Allan Poe; Thomas Bernhards lange Sätze saugte er wie Spaghetti ein. Je weniger er verstand, desto faszinierter klebte er an den Texten und machte sich das Unbegreifliche zur wahren Erkenntnis. Mit zwanzig schickte er seinen ersten Roman an einen Frankfurter

Verlag, eine erste Adresse für gehobene sprachliche Ausdruckskraft. Nach über einem Jahr erhielt er sein Manuskript zurück, oben auf ein freundliches, nichts sagendes Schreiben. Sepp hatte Verständnis. Noch zählte er nicht zu den ganz Großen der Literaturszene, sein Stil würde in den nächsten Jahren noch reifen, und dann... Und dann wiederholte sich der Vorgang mit allen deutschen Großverlagen. Kommerz, urteilte Sepp verächtlich, während er im väterlichen Unternehmen weiter Häuser baute, Kommerz sei zu einer wahren sprachlichen Empfindung nicht fähig. Als bitterer Nachgeschmack der Absagen blieb das ohnmächtige Gefühl, wie er ignoriert und seinem wahren Publikum vorenthalten wurde.

Literatur und Leben hielt Sepp für zwei grundverschiedene Dinge. Gleichwohl verstand er es, eine unverhoffte Wendung in seinem Leben für die Literatur zu nutzen. Auf einer Lesung lernte er Margot Weigold, die Tochter eines mächtigen Verlegers kennen. Er beeindruckte sie mit seiner oberflächlichen Belesenheit, und als sie seiner Einladung auf sein Zimmer folgte und er ihr den Faksimile-Druck der limitierten Ausgabe von Zettels Traum zeigte, erlag sie der Erregung ihrer Sinne, die von der geheimnisvollen Unergründlichkeit des Werkes ausging. Wen wundert es, dass das Bauunternehmen Daschlgruber durch Margots Fürsprache den Auftrag zum Bau des neuen Verlagsgebäudes erhielt.

Der Fehler war, ihr sein Erstlingswerk hoffnungsvoll »zur weiteren Veranlassung«, wie er sich ausdrückte, zu übergeben. Margot leitete das Manuskript nicht an das Lektorat weiter, sondern las es in gespannter Erwartung zunächst einmal selbst.

Nie würde Sepp den Tag vergessen, an dem sie ihm das Manuskript zurückgab. Erst auf der Rückfahrt im Auto nach Rosenheim lösten sich die versteinerten Emotionen, abwechselnd wimmerte er und brüllte unartikulierte und schlug zwischendurch mit der Faust auf das Lenkrad.

Ab der darauffolgenden Woche begann Sepp, höchstpersönlich und heimlich doppelte Wände und verborgene Türen in den Neubau des Verlagshauses einzuziehen. In der Nacht der Einweihung verschwand er vom Fest, noch im Frack, auf Nimmerwiedersehen in ein wohnlich eingerichtetes Kellergewölbe, dessen Zugang, geschweige denn Existenz, die offiziellen Baupläne nicht auswiesen.

Sepp war vollkommen auf ein Leben im Dunkeln eingerichtet. Tagsüber schlief er, abends schrieb er an seinem neuen Roman auf einer alten schwarzen Schreibmaschine mit silbern umbördelten Tasten, nachts schlich er heimlich durch die Büros der Lektorinnen, immer auf der Hut vor dem Nachtwächter, der alle zwei Stunden seine Runden drehte. Der Nachtwächter schaltete geduldig Schreibtischlampen aus und schloss bereits verschlossen geglaubte Türen erneut ab. Da keine Beschwerden laut wurden, blieb die Sache undurchsichtig wie der Schatten, den der Nachtwächter gelegentlich gesehen haben wollte und von dem nichts in seinen täglichen Berichten erwähnt wurde; der Nachtwächter dachte nicht daran, durch Hinweise auf Imaginäres der eigenen Berufsunfähigkeit Vorschub zu leisten.

Erik, so Sepps selbst gewählter Künstlername, las nachts an den Schreibtischen

schen der Lektorinnen die eingesandten Manuskripte. Bald begnügte er sich nicht mehr mit Lesen, sondern schrieb Anmerkungen, korrigierte und kritisierte. Peinlich – was würden die Autorinnen denken, wenn die Manuskripte nach dem Überfliegen der ersten Seiten an sie zurückgeschickt wurden? Unter den Lektorinnen brach Streit aus, wer von ihnen die Saboteurin sei. Als die Diskussionen immer häufiger von heftigen Armbewegungen begleitet wurden, griff der Cheflektor ein. Er lud die Lektorinnen zum Abendessen und anschließend in einen Biergarten ein. Am nächsten Morgen inspizierten sie gemeinsam die Büros. Der Trick hatte funktioniert: Das Manuskript auf dem Schreibtisch von Amanda wurde überarbeitet und mit hämischen Anmerkungen zu Stil und Inhalt versehen. Die sechs Lektorinnen, noch nicht nüchtern, fielen sich um den Hals, und Amanda sprach den erlösenden Satz: »Niemand von uns war es, sondern ein Literaturphantom!«

Die Verlagsleitung rückte dem Literaturphantom mit der nächtlichen Überwachung der Büroräume durch Videokameras auf den Leib. Einige Wochen lang blieben die Manuskripte unbehelligt und die Lektorinnen atmeten auf. In der Tat hatte Erik jetzt keine Zeit mehr zum Durchsehen fremder Manuskripte. Er studierte die Kabelpläne. In dieser Zeit registrierte die Polizei einen merkwürdigen Einbruch in einen Multimedia-Markt. Wie durch Zufall festgestellt wurde, fehlte nur ein einzelner Monitor, obwohl reiche Beute in Form leicht zu Geld zu machender Elektronik winkte.

Unbemerkt schloss sich Erik an die Überwachungsanlage an und aktivierte die Kameras auch tagsüber. Aus dem Kellergewölbe heraus beobachtete er die Arbeit im Lektorat, musste aber zwangsläufig seine nächtlichen Ausflüge einstellen. Dafür eröffneten sich ihm im wahrsten Sinne des Wortes neue Perspektiven. Zwar war er vom Mitlesen ausgeschlossen, doch lernte er stattdessen die lesenden und urteilenden Lektorinnen kennen. Besonders angetan war er von Amanda, einer kurvenreichen Versuchung mit frechen blonden Haaren. Wie oft hatte er nachts an ihrem Schreibtisch gesessen, ohne zu wissen, mit welcher weichen Rundungen er den Schreibtischstuhl teilte!

Krank vor Liebe und Sehnsucht beschloss Erik, Amandas Karriere im Verlag kräftig zu fördern, mit sanfter Gewalt und unter Zuhilfenahme seiner bisher unveröffentlichten Manuskripte. Er zog das Videokabel vom Monitor und legte eine 230-V-Spannung an. Die Überwachungsbildschirme wurden schwarz – in einem Schaltkasten irgendwo im Keller war es den Bauteilen zu heiß geworden.

Erik schlich in Amandas Büro und legte ihr sein bestes Manuskript mit einem Begleitbrief auf den Schreibtisch. In dem Brief bat er sehr bestimmt um Durchsicht des Manuskriptes durch niemand anderen als Amanda, und um Veröffentlichung, ansonsten...

Bestürzt wandte sich Amanda an den Verlagsleiter. Ohne Zweifel war das Literaturphantom wieder am Werke, diesmal mit dem eigenen. Um die Gemüter zu beruhigen, gab der Verlagsleiter Amanda den Auftrag, das Manuskript durchzusehen, als sei es mit der Post gekommen, und zwar gründlich, von Anfang bis Ende, und wenn Amanda es für halbwegs tauglich befinden würde, werde es veröffentlicht.

Anfänglich traute sich Amanda nicht, auch nur ein falsch gesetztes Komma – und davon gab es reichlich – zu ändern, mit fortschreitender Lesedauer wich ihr Zögern jedoch amüsiertes Überheblichkeit. Sie rief ihre Kolleginnen zusammen und trug einzelne Textpassagen vor.

Mit wachsender Empörung verfolgte Erik am Monitor, wie sich das Lektorat in Heiterkeit erging. Wie konnte die Frau, die er liebte, ihn so verhöhnen? Amanda sollte für ihren Hochmut büßen, beschloss er, sie sollte leiden, wie er gelitten hatte und erfahren, wie eine verätzte Seele schreit. Zuerst müsste er Amanda in seine Gewalt bringen, sie entführen, und dann würde er ihren Geist für die Abfassung eines gewaltigen Romans – er dachte an eine Trilogie von je achthundert Seiten – und ihren Körper zur Stillung seines gewaltigen Verlangens gebrauchen.

Erik heckte einen Plan für Amandas Entführung aus. Er legte einen Brief auf ihren Schreibtisch und bat sie, ihn am nächsten Abend um zehn Uhr zu treffen. Natürlich ahnte Erik, dass zur verabredeten Stunde kein Polizist zu sehen, dafür umso mehr in ihren Verstecken lauern würden, und darum dachte er nicht daran, zum vereinbarten Zeitpunkt in Amandas Büro zu erscheinen.

Gegen Mitternacht wurde die Aktion abgebrochen und ein Polizist beauftragt, Amanda auf dem Nachhauseweg zu begleiten. Unten an der Eingangstür richtete der Nachtpförtner dem Polizisten aus, er möge noch einmal kurz in das Büro der Einsatzleitung kommen. Kaum war der Polizist die Treppe hinauf, betäubte der Nachtpförtner Amanda mit KO-Spray. Zurück blieb der gefesselte und geknebelte echte Nachtwächter, den die Polizei auf dem Boden des engen Aufenthaltsraumes hinter der Pförtnerloge fand.

Damit das Versagen des Polizeiapparates erst einmal von der Öffentlichkeit unbemerkt blieb, wurde eine Nachrichtensperre verhängt – um Amandas Leben nicht zu gefährden, so die Version der Polizei. Die Polizeipsychologin überzeugte die Verlagsleitung von der Richtigkeit dieser Maßnahme. Wenn über die Entführung in der Presse nicht berichtet werde, so argumentierte sie, bringe die Nichterwähnung des Phantoms zur Raserei, denn es sei gerade das erklärte Ziel des Phantoms, gedruckt zu werden und die Medien auf sich aufmerksam zu machen. Aller Erfahrung nach mache ein rasendes Phantom Fehler, und Fehler seien aller Erfahrung nach gut für die Aufklärung.

Erik war wegen der ausbleibenden Resonanz in der Tat ziemlich wütend. Um Fehler zu machen, blieb ihm allerdings keine Zeit. Zunächst sorgte er in den Tagen nach der Entführung für Amandas Wohlergehen und beschaffte unter schwierigen Umständen und unter Gefährdung seiner Sicherheit alles, was sie für das Leben im Dunkeln benötigte und wünschte.

Jeden Abend um acht Uhr veranstaltete Erik eine Lesestunde bei Kerzenlicht. Dafür zog er den Frack an und zwang Amanda in das schwarze Kostüm mit dem unverschämten offenen Dekolleté, das er eigens für diesen Anlass besorgt hatte. Abwechselnd lasen sie aus *Kaff auch Mare Crisium* und aus *Finnegans Wake*. Ob es denn unbedingt nur Arno Schmidt und James Joyce sein müssten, fragte Amanda am dritten Abend, gerne würde sie auch zeitgenös-

sische Schreiberinnen wie Ira Lehnd oder Hanny Baumgapt vortragen. Erik gab keine Antwort. Ebenso brüsk wies Amanda ihn zurück, als er sich ihr erstmals in eindeutiger Absicht näherte.

Eine Woche nach Amandas Entführung war die Polizei der Aufklärung keinen Schritt näher gekommen. Weder das Verhör des Nachtwächters noch die Untersuchung, wie das Phantom ungesehen das Gebäude betreten und verlassen konnte, führte zu einem Ergebnis.

Wie üblich kam der Verrat aus den eigenen Reihen. Amandas Kollegin Gundula, zuständig für die Buchreihe »Die Frau in unserer Zeit«, witterte eine Chance, Amanda manch neidvoll beobachteten Männerblick heimzuzahlen, sie verkaufte die Geschichte des Phantoms und Amandas Entführung an den Express, das auflagenstärkste Blatt der Boulevardpresse. Die Emotionen der Öffentlichkeit gingen hoch.

In dieser kritischen Situation entwickelte der Leitende Oberstaatsanwalt eine geniale Idee. Kein Fall ist so verworren, als dass die Elite der deutschen und internationalen Ermittlungsbehörden nicht auf die Lösung kommen würde: Rickerd, ortsansässig, der aber schon in fast allen Wohnzimmern dieser Welt ermittelt hatte und noch während des Telefonats mit dem Leitenden Oberstaatsanwalt den Wagen vorfahren ließ, Kommissar Maigret, Columbo, Sherlock Holmes, Mr. John G. Reeder, ein Detektiv der Staatsanwaltschaft in London. Umgehend wurde im Kongresszentrum eine mit sämtlichen einschlägig vorbelasteten Autoren zu besetzende Fahndungszentrale vorbereitet, die dort Tag und Nacht an ihren mitgebrachten Schreibgeräten sitzend mögliche Auflösungen produzieren sollten.

Leider ergaben sich unvorhergesehene Schwierigkeiten. Man stellte fest, dass Edgar Wallace bereits im Jahre 1932 verstorben war. Zu der Zeit war Mr. Reeder schon an die fünfzig Jahre alt. Von einem nahezu hundertzwanzig Jahre alten erfolgreichen Spürhund hätte man im Zeitalter der Massenmedien gehört.

Ähnlich waren die Nachrichten über Arthur Conan Doyle (†1930) und Georges Simenon (†1989). Der Leitende Oberstaatsanwalt verzweifelte. Welchen der verschiedenen Drehbuchautoren, die für Columbo verantwortlich gezeichnet hatten, sollte er einladen? In höchster Not telefonierte er mit Duisburg und erhielt eine Zusage von Kommissar Horst Misanschki.

Das deutsch-deutsche Fahndungsduo wurde aus dem Kongresszentrum ausquartiert und in einer preiswerteren Hotelsuite untergebracht. Misanschki bezog das Schlafzimmer, Rickerd den Wohnraum. Unruhig liefen beide in ihren Zimmern auf und ab, und wenn sie sich an der offenen Tür trafen, blickten sie sich scharfsinnig an. Rickerd stellte ständig Fragen, auf die Misanschki keine Antwort wusste. Ein erster Vorschlag kam schließlich von Misanschki, er wolle sich als Phantom verkleiden und verdeckt ermitteln.

Rickerd lehnte am Fenster und beobachtete den Hoteleingang. »Warum hat noch niemand das Phantom beim Betreten und Verlassen des Verlagsgebäudes gesehen?«

Misanschki schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Ich Blödmann!«, tönte er aus dem Schlafzimmer. »Das ich da nicht von allein drauf-

gekommen bin! Das Phantom muss bereits vorher im Haus gewesen sein!«

»Sollen wir ... ich meine ... der Wagen ...«

»Um Himmels Willen, nein! Wir lassen das Verlagsgebäude abriegeln und stürmen.« Misanschki zog die Dienstwaffe. Er presste sich mit dem Rücken an die Wand neben der geöffneten Tür zum Wohnraum, die Waffe fest mit beiden Händen umklammert. Ein vorsichtiger Blick durch die Tür, dann stand er breitbeinig im Rahmen, die Mündung mit ausgestreckten Armen in den Raum gerichtet. Die Arme ruckten nach links – dort war niemand – zwei schnelle Schritte und er stand wieder mit dem Rücken zur Wand, diesmal auf der anderen Seite, den gesamten Wohnraum im Blickfeld. Keine Gefahr. Misanschki versenkte die Pistole in die Innentasche seiner grauen Freizeitjacke. »Nein. Das machen wir anders. Nach einer wilden Verfolgungsjagd über alle Korridore stöbere ich das Phantom in Amandas Büro auf. Das Phantom setzt sich zur Wehr und es kommt zu einer Prügelei. Ich stolpere unglücklich über einen Stapel achtlos beiseite gelegter Manuskripte, das Phantom entkommt aus dem Büro. Schließlich stelle ich, vom Sturz blutverschmiert und humpelnd, das Phantom auf dem Dach, von dem es kein Entrinnen gibt, und von dem es sich ausweglos in die Tiefe stürzen wird und zerschmettert.«

Rickerd protestierte. Der Einsatz sei zu spektakulär und ziele lediglich auf Effekte ab, zunächst sollten sie es mit dem Verstand versuchen und das Phantom in seinem Versteck aufspüren, bevor es zum Showdown komme. Diesen wolle er gerne Misanschki überlassen. Für den Fall, dass das Phantom den Einsatz überleben würde, stellte Rickerd zur Bedingung, dass er die Fragen stellen dürfe.

Misanschki überlegte kurz – Chance und Risiko. Dann sagte er: »In Ordnung.«

Misanschki und Rickerd ordneten an, das Verlagsgebäude vom Keller bis zum Dachboden zu durchsuchen. Ergebnislos. Die Fassade wurde Millimeter für Millimeter abgeklopft, sogar bis zur dritten Etage, obwohl gesunder Menschenverstand gereicht hätte um festzustellen, dass in derart luftiger Höhe ein geheimer Ausgang unmöglich war, solche Kletteraktionen wären auf der belebten Hauptstraße aufgefallen. Die Polizei versprach sich nichts von der Aktion außer einem gewissen Beruhigungseffekt für die Öffentlichkeit: Wir tun was. Während sie außen mit der Fassade in der dritten Etage beschäftigt schien, suchte sie drinnen das Literaturphantom unter den Angestellten. Vergeblich. Alle kamen morgens mehr oder weniger pünktlich, und alle verließen das Haus, der Verlagsleiter zumeist erst gegen einundzwanzig Uhr, Gundula noch später, weil sie freiwillig Amandas Arbeit übernommen hatte. Trotz der Fehlschläge blieb Misanschki bei seiner Annahme, das Literaturphantom müsse noch im Verlagsgebäude sein, und so sehr Oberinspektor Rickerd auch fragte, es gab keine Antwort.

Die Polizeipsychologin meinte, es müsse bald zu einer Krisis kommen. Etwa vierzehn Tage nach einer Entführung habe sich die Täter-Opfer-Beziehung stabilisiert. Welche Krise sie denn meine, fragte Rickerd, und Misanschki tippte sich mit der Mündung seiner Pistole an die Schläfe. Die Polizeipsychologin gab keine Antwort. Sie hing mit ihren Augen an der matt-

schwarzen Pistole, die Misanschki nicht in die Jackentasche, sondern vorne in den Hosenbund steckte.

In der zweiten Woche ihrer Gefangenschaft dachte Amanda verstärkt an Flucht. Sie schickte Erik, Binden zu besorgen; das würde ihr drei Tage Aufschub bringen für den Fall... Sie wagte nicht daran zu denken.

Bei seiner Rückkehr fand Erik das Gewölbe leer vor. Mit einem verzweifelten Aufschrei stürzte er zu der geheimen Tür, die in das Innere des Gebäudes führte.

Im Nachhinein betrachtet wussten alle im Verlag, dass Gundula immer schon seltsam war. Zumindest behaupteten ihre Kolleginnen, dies gewusst zu haben. Warum sich Gundula eine blonde Perücke besorgte, in ein hautenges Kleid schlüpfte und spät abends über die Gänge des Verlagsgebäudes geisterte, konnte sich allerdings niemand erklären.

Der Nachtpförtner hörte die Stimme zuerst. Er schloss die Tür seiner Loge ab, bevor er zum Telefonhörer griff und die 201 wählte. Um diese Zeit waren nur noch Rickerd und Misanschki in dem zum Krisenstab umfunktionierten Sitzungszimmer anwesend – die Hotelsuite war ihnen gekündigt worden.

Die beiden Beamten stürzten auf den Gang. Eine blonde Frau kam ihnen entgegen.

Gundula erstarrte in der Bewegung wie eine verrenkte Plastik und kiekste mit vorgehaltener Hand, ein Laut, der weder eindeutig Angst noch Überraschung war. Blonde Haarsträhnen hingen ihr unordentlich im Gesicht. Am entgegengesetzten Ende des Flures tauchte aus dem Treppenhaus ein hochgewachsener Mann mit wehendem schwarzem Umhang auf.

»Amanda!« rief eine dunkle volltönende Stimme.

Gundula drehte sie sich um und floh in Richtung des Phantoms. Die Stöckelschuhe behinderten sie beim Laufen, ebenso das enge Kleid. Sie verlor den rechten Schuh und schüttelte den linken ab.

»Da ist die Frau!« rief Rickerd.

»Da ist der Mann!« rief Misanschki.

Misanschki zielte mit der Pistole, breitbeinig und beidhändig. Sein Körper nahm die Schussfolge zuckend auf, als würden sich die Kugeln aus ihm entladen und nicht aus dem Lauf. Putz spritzte von der Wand. Das Literaturphantom stolperte und fiel der Länge nach, Gundula auf ihn.

Klack-klack-klack.

»Jetzt hast du dein Pulver verschossen«, sagte Rickerd.

Misanschki warf die Pistole auf den Boden.

Das rückwärtige Treppenhaus hallte von hastigen Schritten. Gundula und das Phantom waren verschwunden.

Das Kellergewölbe wurde durch eine Vielzahl von zehnnarmigen Kandelabern erleuchtet. Luftzug brach die Lichtschatten in den gespiegelten Wänden ringsum. Gundula stand dicht an das Literaturphantom gedrängt, das Gesicht leidenschaftlich zu ihm aufgerichtet. »Komm, ich will dich publizieren«, flüsterte sie Erik zu und lieboste den Entsetzten zwischen Hals und Hemdkragen, dass ihm die Luft knapp wurde.

»Amanda! Hilf mir!« Die Stimme des Phantoms war nun leiser und flehender, weniger volltönend.

Schwere Schläge hallten gegen die Wand. Die Bilder in den Spiegeln zitterten.

»Sieh mich an, ich bin deine Amanda«, flüsterte Gundula. »Du schreibst nur noch für mich, ja?« Sie hielt Erik mit eisernem Griff im Nacken und küsste ihn. »Schreib mich voll«, bat sie, während er Luft holte. »Ich will deine Adjektive – zärtlich, weich, lustvoll, hart, hingebungsvoll, sanft, sinnlich; ich will deine Präsens-Partizipien – liebend, stoßend, stöhnend, drängend, quälend, wimmernd.« Sie nahm seine Hand und legte sie auf ihren Bauch.

Glas splitterte. In der Wand dahinter lief ein Riss durch die Steine und verzweigte in Mörtelfugen.

»Erik!« flehte Gundula. »Wenn du es anders willst – dann bin ich dein Text, ja? Ich lass mich von dir rezensieren – zerreiß mich ...«

»Absagen ...«, stöhnte Erik, »die vielen Absagen!« Seine Hand, immer noch in Gundulas Griff gefangen, fuhr Achterbahn über ihren Leib, dazwischen der dünne, enthüllende Stoff.

»Nein! Schreib mich um, schreib ein neues, aufregendes Kapitel«, bat sie.

Mauersteine polterten auf den Boden, ein Staubpilz stieg hoch und zerfiel schwebend nach allen Seiten. Erik nutzte den Moment und riss sich von Gundula los. Hilflos zeigten ihre Arme auf den Wandschirm, hinter dem er verschwunden war.

»Hier muss noch eine geheime Tür sein!«, rief Rickerd und klopfte die Mauer hinter dem Wandschirm ab.

Misanschki hielt Gundula im Arm und streichelte durch ihr Haar. »Alles wird gut, ich bin da, Amanda«, flüsterte er.

»Hier ist sie!« rief Rickerd triumphierend. »Gib mir das Stemmeisen!«

Misanschki warf das Werkzeug achtlos in die Richtung des Wandschirmes. Seine Augen ruhten in tiefblauen Seen.

Draußen bog von der Hauptstraße ein Polizeiwagen mit hoher Geschwindigkeit in die Einfahrt zum Verlagshaus. Der rechte Vorderreifen prallte auf den wie vergessen in der Einfahrt liegenden Kanaldeckel und schlug in die Öffnung dahinter. Mit gebrochener Achse blieb das Polizeifahrzeug im Hof liegen.

Eriks Körper baumelte im kreisrunden Schacht, die Hände über den Rand fest in das Gitter des Kanaldeckels gekrallt.

Stunden später wurde Amanda von Suchtrupps in der Kanalisation gefunden. Sie saß durchnässt an der Ecke zu einem Seitenkanal, aus dem sich ein dunkler Strahl in den Abwasserstrom zu ihren Füßen ergoss, und rezitierte mit monotoner Stimme aus einem Buch von Gaston Leroux.